

Vorwort

Dies ist die Geschichte der Flucht von Akbar, einem jungen Afghanen, der im Jahr 2009 ohne seine Familie vor dem Terror in seiner Heimat flüchtete. Er war damals 16 Jahre alt. Nach einer abenteuerlichen Reise durch mehrere Länder griff die deutsche Polizei ihn kurz vor der dänischen Grenze auf. Zwar war sein eigentliches Ziel Skandinavien gewesen, aber nun hatte das Schicksal anders entschieden. Er stellte in Deutschland seinen Asylantrag.

Die Idee, seine Flucht und deren Hintergründe zu Papier zu bringen, kam von Akbar selbst. Ich hatte ihn zufällig in einem Deutsch-Anfängerkurs an der Volkshochschule kennengelernt. Als ehemalige Lehrerin für Musik und Englisch am Gymnasium wusste ich, wie elend ihm zumute sein musste. Wie sollte er ohne jegliche Deutschkenntnisse den Ausführungen der Lehrer folgen? Auf Neuankömmlinge wurde keine Rücksicht genommen – der Unterricht lief einfach weiter.

Deshalb nahm ich mich schließlich seiner und vier weiterer Afghanen an und erklärte ihnen, zusätzlich zu dem Kursangebot, erst einmal die Grundbegriffe der deutschen Sprache. Akbar lernte schnell und hatte nach ein paar Monaten den Anschluss an den Wissensstand der Klasse erreicht.

Nun hätte ich mich wieder zurückziehen können, aber Akbar bat mich ganz erschrocken, ihm doch ja weiter zur Seite zu stehen, da nach jeder Unterrichtsstunde in der Volkshochschule viele Fragen auftauchten, die ihm sonst niemand beantworten würde. Ich schaffte es nicht, ihm diese Bitte abzuschlagen, denn mir war natürlich klar, dass er noch lange begleitenden Nachhilfeunterricht brauchen würde, und außerdem war er mir auch schon richtig ans Herz

gewachsen. So lernten wir weiter gemeinsam für die B1-Prüfung, dann für die Aufnahme in die Hauptschule und für weitere schulische Herausforderungen.

Als sein Wortschatz im dritten Jahr unserer Bekanntschaft so groß war, dass er sich in allen Bereichen verständlich ausdrücken konnte, stellte Akbar mir etwas verlegen und stockend die Frage, ob ich wohl die Geschichte seiner Flucht aufschreiben und als Buch herausbringen würde.

Ich erwiderte vorsichtig: „Bist du dir sicher, dass du dir das antun willst? Noch einmal alles erleben beim Erzählen, vielleicht wieder Alpträume haben, alles Traurige wieder hochkommen lassen – willst du das wirklich?“

Akbar nickte und sagte: „Ich glaube, dass mich viele Leute hier in Deutschland besser verstehen werden, wenn sie wissen, wie es mir ergangen ist und warum ich hier bin. Und für mich ist es auch gut, wenn ich mir mal alles von der Seele rede.“ Er machte eine Pause. Als er mein Zögern bemerkte, fuhr er fort: „Und warum gibt es so viel Ausländerfeindlichkeit in Deutschland? Weil wir viel zu wenig voneinander wissen! Das wird ein ganz wichtiges Buch, Frau Kässbohrer, das weiß ich! Sie haben mir schon so viel geholfen – bitte, schreiben Sie auf, was ich Ihnen erzähle! Sie kriegen das bestimmt ganz toll hin!“

Ich holte tief Luft, überlegte kurz und fragte dann entschlossen: „Gut, wann fangen wir an?“

Wir hatten mehrere lange Sitzungen, in denen Akbar von seiner Jugend, seiner Flucht und den Gründen dafür berichtete. Wir kamen überein, dass das Buch mit seinem Asylantrag in Schleswig-Holstein enden sollte. Da ich neben Akbar noch viele andere Asylbewerber privat unterrichtete, brauchte ich fast zwei Jahre, bis ich alles aufgeschrieben hatte.

Nun wollten Akbar und ich seine Geschichte auch bekannt machen und ließen deshalb im Kopierladen zunächst hundert Exemplare drucken. Mit der überwältigenden Nachfrage, die das Buch von Anfang an genoss, hatten wir allerdings nicht gerechnet!

Nach dem Eigendruck des tausendsten Buches fand ich zu unserem großen Glück den Hase und Igel Verlag, der mir im Frühjahr 2015 einen Vertrag anbot. Ich unterschrieb freudig, denn es ist wunderbar, einen Verleger für sein eigenes Buch zu finden.

Nach zahlreichen Interviews in Presse, Rundfunk und Fernsehen und vielen öffentlichen Lesungen, vor allem in Schulen, hatte Akbar einige Monate später die Idee, noch ein weiteres Kapitel zu schreiben und dadurch das Buch mit der Schilderung seiner Zeit hier in Deutschland abzurunden.

Dies setzten wir nach einigen Überlegungen dann auch in die Tat um. Das meiste konnte Akbar nach inzwischen fünfeinhalb Jahren Aufenthalt hier schon selbstständig auf Deutsch formulieren. So ist jetzt – mit dem 16. Kapitel dieses Buches – auch seine Zeit der gelungenen Integration bis zum Beginn der Lehre dokumentiert, mit all ihren Höhen und Tiefen, die er tapfer bewältigte.

Dies ist nun, was Akbar mir berichtete.

Ich konnte die Freude der beiden gut nachempfinden: Mit viel Glück, mit ihrem kleinen Geldpolster und der Unterstützung aus der Heimat, aber auch durch ihren Mut und ihr Durchhaltevermögen hatten sie nach fast zwei Monaten ein erstes großes Ziel, Athen, erreicht.

Doch es war ihnen auch klar, dass sie hier nicht bleiben konnten. Sie hatten schnell mitbekommen, dass sie auf keinen Fall der Polizei in die Hände fallen durften. Waren sie auf der Wache erst einmal registriert, verschwanden sie hinter Stacheldraht in irgendwelchen hoffnungslos überfüllten Auffangslagern. Nein, sie hatten all die Mühsal der Flucht bestimmt nicht auf sich genommen, um dort „lebendig begraben“ zu werden, ohne Aussicht auf ein zügiges und faires Verfahren! Ich fragte Akbar, wer ihnen denn nun weitergeholfen habe. Er sagte:

Ich war nun schon so lange unterwegs und hatte noch keine Chance gehabt, meine Tante und meinen Onkel anzurufen. Es war höchste Zeit für einen ersten Lagebericht und auch für einen Ratschlag, denn weder Reza noch ich hatten die leiseste Ahnung, wie es von hier aus weitergehen sollte.

Ich fand einen Laden, von dem aus man Gespräche ins Ausland führen konnte. Mein Herz klopfte bis zum Hals, als ich dem Klingelton lauschte und verzweifelt betete: „Bitte, liebe Tante, sei zu Hause! Bitte, heb ab!“

Da hörte ich schon ihre vertraute Stimme und musste mich kurz an die Wand lehnen, weil meine Beine vor Erleichterung plötzlich ganz schwach wurden.

„Bist du’s wirklich, Akbar, mein Junge?“, rief sie. „Wie haben wir alle auf deinen Anruf gewartet! Geht’s dir gut? Wo bist du?“ Das war eine gute Frage. „Zentrum Athen“ genügte ihr nicht. Sie wollte meinen genauen Standort wissen. Ich fragte den Ladenbesitzer nach seiner Adresse. Zum Glück verstand er, was ich von ihm wollte.

Meine Tante sagte: „Gut, ruf in einer Stunde wieder an. Ich glaube, ich kann ein paar Kontakte für dich herstellen, aber ich brauche ein bisschen Zeit. Bis später.“

Sie legte auf und ich dachte erleichtert, was für ein Glück ich hatte, so eine hilfsbereite, tatkräftige Tante zu haben.

Nach einer quälend langsam vergangenen Stunde telefonierte ich wieder mit ihr. Sie gab mir den Namen eines Mannes, der in der Nähe wohnen sollte. Sie meinte, er würde mir eine billige Unterkunft besorgen. Dort solle ich mich dann weiter umhören und in Erfahrung bringen, wie die Aussichten für eine Weiterfahrt seien. Sie legte auf.

Ich dachte: „Die hat gut reden. Wie soll ich denn in dieser riesigen Stadt diesen einen Mann finden?“

Ich dachte auch an die zwei Nächte im Park zurück, wo Reza und ich etwas abseits von den Wegen auf der Erde gelegen und versucht hatten, etwas Ruhe zu finden. Richtig einschlafen durften wir nicht, denn die Polizei führte ab und zu Razzien durch, denen man sich nur durch schnelle Flucht entziehen konnte. Wie schön wäre mal wieder eine Nacht in einem geschützten Raum gewesen!

Ich zeigte Reza den Zettel mit dem Namen des Mannes, der laut meiner Tante in diesem Viertel leben sollte. Reza

ging forsch auf einen Passanten zu und stellte seine Frage auf Englisch. Nach mehreren Fehlversuchen deutete einer tatsächlich auf eine Kneipe gegenüber! Wir konnten unser Glück kaum fassen!

Der Wirt hinter dem Tresen dort musterte uns sehr unfreundlich. Ich stotterte, meine Tante würde ihn bitten, uns zu einer billigen Unterkunft zu verhelfen. Bei der Erwähnung des Namens meiner Tante ging ein Lächeln über sein Gesicht. Er trocknete sich die Hände ab, rief einem Kellner ein paar Worte zu und bedeutete uns, ihm zu folgen.

Reza flüsterte mir zu: „Hoffentlich ist das keine Falle und er steckt mit der Polizei unter einer Decke!“

Aber ich schüttelte den Kopf. Ich glaubte fest an seine guten Absichten, obwohl er uns in eine heruntergekommene Gegend mit engen, schmutzigen Gassen führte. Endlich blieb er stehen und deutete auf einen Hauseingang. Über der Tür konnte man noch ein vergilbtes Schild erkennen, das offenbar auf ein „Hotel“ hinwies. Wir bedankten uns.

Der Mann nickte kurz und machte sich dann gleich wieder auf den Rückweg. Es war tatsächlich ein Hotel! Und ein billiges dazu! Für drei Euro bekamen wir eine Matratze zugewiesen. Wir zahlten erst mal für eine Woche und freuten uns auf ein paar ungestörte und „gepolsterte“ Nächte. Das Beste aber war: Alle Gäste schienen Afghanen zu sein! Das hatte meine Tante durch ihre Beziehungen gewusst. So konnten wir mit Landsleuten über unsere Lage sprechen und Ratschläge einholen.

Ich erlebte zum ersten Mal die absolute Solidarität, die unter Afghanen auf der ganzen Welt herrscht. Das

gegenseitige Helfen ist selbstverständlich, soweit es dem Einzelnen eben möglich ist.

Wir erfuhren, dass ein Schleuser Richtung Skandinavien 4000 Euro kosten würde. Reza und ich telefonierten also wieder. Er rief seinen Bruder an, der versprach, das Geld für ihn irgendwie aufzutreiben. Es würde aber wahrscheinlich viele Wochen dauern.

Meine Tante meinte am Telefon, sie wolle sehen, was sie für mich tun könne, und dann etwas Geld an die Adresse meines Hotels überweisen. Ich wisse aber doch sicher, dass sie nie und nimmer 4000 Euro schicken könne.

Das war mir natürlich klar. Sie hatte schon mehr für mich getan, als ich je zu hoffen gewagt hatte. Das sagte ich ihr noch schnell, bevor sie auflegte.

Zwei quälende Tage des Wartens auf mein Geld folgten. Reza hatte sich bereits auf viele Wochen des Wartens eingestellt, bis das Geld seines Bruders eintreffen würde. Ich konnte das nicht verstehen. Ich fühlte Panik in mir aufsteigen. Ich sah mich in der heruntergekommenen Herberge um und dachte: „Ich muss so schnell wie möglich weg von hier. Wenn ich mir keinen Schleuser leisten kann, muss ich eine andere Möglichkeit finden!“

Ich trat zu einer Gruppe von Afghanen, mit denen ich schon vorher geredet hatte, und fragte verzweifelt: „Wenn ich kein Geld für einen Schleuser habe, wie komme ich dann weiter Richtung Italien? Wisst ihr einen Rat?“

Sie unterbrachen kurz ihre Unterhaltung, sahen mich an, zuckten mit den Schultern, schüttelten den Kopf und unterhielten sich weiter. Gerade als ich entmutigt weggehen wollte, trat ein älterer Mann auf mich zu und sagte leise: „Es gibt noch einen anderen Weg, Junge. Komm

mit raus, hier kann ich nicht gut sprechen. Ich kann dir vielleicht helfen.“

Ich folgte ihm auf den Flur hinaus. Wir suchten uns ein ruhiges Fleckchen, setzten uns auf den Boden und der Mann begann: „Keiner von uns will dir den Rat geben, den ich dir jetzt sage, weil es ein sehr gefährlicher Rat ist, und alle glauben, dass du zu jung dafür bist. Ich habe dich und deinen Freund seit eurer Ankunft beobachtet. Ich glaube, du hast das Zeug dazu, aber es ist eine verdammt riskante Sache. Willst du sie trotzdem hören?“

Ich nickte, bat ihn weiterzureden und dachte: „So schlimm wird es schon nicht werden!“

Er fuhr fort: „Du kaufst dir ganz legal eine Zugfahrkarte von hier bis zur Küste nach Patras. Das ist nicht allzu teuer. Patras ist eine Hafenstadt. Nun beobachtest du ein paar Tage lang die großen Lastwagen, die voll beladen auf die Fähren fahren. Mit ein bisschen Glück gelingt es dir, in einem unbeobachteten Moment in den Laderaum eines Lastwagens zu klettern. Du musst dich ganz hinten verstecken, denn es kommen noch mehrere Kontrollen. Dann fährt der Lastwagen mit dir auf die Fähre. Für die Überfahrt musst du ungefähr zehn Stunden rechnen. Wenn du merkst, dass du wieder auf dem Festland bist, springst du in einem günstigen Moment hinaus – und bist drüben!“

Er schwieg und beobachtete mich. Ich schluckte. Das hörte sich zwar ganz gut an, aber ich war inzwischen erfahren genug, um zu ahnen, dass es auch schiefgehen konnte.

Der Mann klopfte mir auf die Schulter, lachte und sagte: „Das ist nur ein Vorschlag, Junge. Lass ihn dir durch den Kopf gehen. Du brauchst ja nichts zu über-

stürzen. Sprich mit deinem Freund und dann hör darauf, was dir dein Bauchgefühl sagt. Geschenkt wird uns Afghanan nichts, aber es steht auch nichts dagegen, dass du es auf diese Weise schaffen könntest. Einen anderen Ratschlag kann ich dir nicht geben.“ Mit diesen Worten stand er auf und ging.

Ich blieb lange sitzen, starrte auf die gegenüberliegende Wand, ohne sie wahrzunehmen, und versuchte, Ordnung in meine Gedanken zu bringen. Sollte ich das Risiko dieser Fluchtmöglichkeit ins Auge fassen? Das Ganze konnte tödlich enden, daran bestand kein Zweifel.

Zwar wollte ich so bald wie möglich von hier fort, aber wie viele hatten es schon auf diesem Weg versucht und waren gescheitert? War es nicht leichtsinnig, mein Leben dadurch aufs Spiel zu setzen?

„Ach, hier bist du. Ich hab dich schon überall gesucht. Ich soll dir sagen, dass das Geld von deiner Tante angekommen ist. Hey, Akbar, hörst du mir überhaupt zu?“ Reza stand vor mir und langsam kam ich in die Wirklichkeit zurück.

Ich sagte: „Setz dich. Ich muss mit dir reden.“ Dann erzählte ich ihm von der Möglichkeit einer Flucht per Lastwagen.

Reza schüttelte den Kopf. Er sagte: „Also, für mich hört sich das wahnsinnig gefährlich an. Da kann eine Menge schiefgehen, das sag ich dir. Aber wenn du es unbedingt riskieren willst – bitte, tu dir keinen Zwang an. Nur, ich mach da nicht mit, dass du das gleich weißt. Hab ich dir schon gesagt, dass dein Geld da ist? Übrigens: Ich fänd es schade, wenn du in so einem blöden Last-

wagen deinen Kopf riskieren würdest.“ Er stand auf und schlenderte davon.

Ich sah Reza nach. Ich glaubte zu wissen, was in ihm vorging. Er war eifersüchtig, dass ich eine Tante hatte, die mir mit Rat und Tat zur Seite stand. Er hatte nur einen Bruder, der ihm zwar eine Menge Geld versprochen hatte, aber er schien sich nicht richtig auf ihn verlassen zu können. Das zehrte offenbar an seinen Nerven.

Alle Afghanen hier waren ja in derselben Situation. Alle wollten Griechenland verlassen und keiner machte sich Illusionen darüber, wie groß die Chancen dafür waren. Das war an der angespannten Atmosphäre zu spüren, die hier herrschte, obwohl keiner seine Sorgen laut aussprach.

Seufzend erhob ich mich. Ich holte das Geld meiner Tante. Wie hatte sie es nur geschafft, 300 Euro flüssigzumachen? Ich kaufte ein paar Anzihsachen, die ich dringend benötigte. – Und plötzlich war mir klar, dass ich mich für den Fluchtweg im Lastwagen entschieden hatte.

Reza ahnte es auch. Wir umarmten uns kurz. Es fielen keine großen Worte. Wir hatten beide einen Kloß im Hals, wussten wir doch nicht, ob wir uns je wiedersehen würden. Was wir in den letzten Wochen zusammen durchgemacht hatten, würde uns für immer verbinden, aber uns war auch klar, dass wir an einem Punkt angelangt waren, von dem es kein Zurück gab.

Ich sammelte meine wenigen Sachen zusammen und warf einen letzten Blick auf das Haus, das mir in den vergangenen Tagen Zuflucht geboten hatte. Hier hatte ich

viel Solidarität mit meinen Landsleuten erfahren, aber nun musste ich alleine meinen Mann stehen.

Entschlossen ging ich zum Bahnhof. Wieder versuchte ich, einen kleinen Schritt in Richtung Freiheit zu machen, ohne jedoch zu wissen, wie genau ich ihn umsetzen sollte. Als ich die Fahrkarte löste, fühlte ich mich mutig und froh. Obwohl meine Situation alles andere als rosig war, glaubte ich in diesem Augenblick an einen guten Ausgang meiner Flucht.